

KINDER AUS TIBET



Eine Publikation
des ASA-Programms
in der
Carl Duisberg
Gesellschaft

FLUCHT ÜBER DEN HIMALAYA





TIBET

ist das Land, das von allen Ländern der Erde am höchsten liegt, und dem Himmel am nächsten.

Es ist ein karges Land, in dem wenig wächst und das Leben fast so hart ist wie die Steine auf den Bergen. Vielleicht ist das ein Grund, weshalb den Tibetern ihr Glaube, der Buddhismus, so wichtig ist wie Essen und Trinken.

Heute ist Tibet vom kommunistischen China besetzt.

Weil sie in ihrer Heimat keine Zukunft haben, fliehen jedes Jahr mehrere hundert Kinder aus Tibet. Zu Fuß überqueren sie den Himalaya. Ihr Ziel ist Indien, wo der Dalai Lama, das geistliche und weltliche Oberhaupt der Tibeter, im Exil lebt.

Die folgenden Seiten erzählen die Geschichte dieser Kinder.

Eine Bergkuppe im Süden Tibets. Zwischen den Steinen haben tibetische Pilger Schnüre gespannt und kleine, mit Gebeten bedruckte Fahnen aufgehängt. Der Wind läßt die Fahnen flattern und schickt, so der Glaube, die Gebete über das Land.

A photograph of a young boy with dark hair and a serious expression, wearing a blue button-down shirt. He is sitting in a room with a plain, light-colored wall. In the background, another person is partially visible, sitting and looking to the right. The lighting is somewhat dim, and the overall mood is somber.

IHRE ELTERN

sind in Tibet geblieben; für einen zweiten Anfang sind sie zu alt, und die Verantwortung für die Großfamilie verbot ihnen die Flucht. Alleine haben sich diese drei Jungen auf den Weg gemacht. Sie haben sich vor der Polizei versteckt, sind über einen fast 6.000 Meter hohen Gebirgspass gestiegen und haben tagelang nur von Schnee gelebt. In einem Flüchtlingslager in Nepal erholen sie sich von der Angst und den Strapazen der vergangenen Tage - der Beginn eines Lebens in Freiheit.





HINTER DIESEN BERGEN

liegt das Ziel. Vor vielen Millionen Jahren schob sich der indische Subkontinent in das eurasische Festland. Es entstand der Himalaya, der gewaltigste Gebirgszug der Erde. Er begrenzt den Süden Tibets wie eine Mauer. Die meisten Kinder haben nur Turnschuhe an den Füßen, wenn sie zur Überquerung aufbrechen. Von bezahlten Fluchthelfern geführt, versuchen sie, die Kälte zu ertragen - immer in der Gefahr, von der Grenzpolizei entdeckt zu werden.



KATHMANDU

erreichen bedeutet: in Sicherheit sein. In der nepalesischen Hauptstadt am Südhang des Himalaya haben Exiltibeter ein Reception Center eingerichtet, ein Aufnahmelager. Viele der Kinder erleiden in den Bergen schwere Erfrierungen. In Kathmandu erhalten sie nach wochenlanger Flucht die dringend benötigte medizinische Pflege.





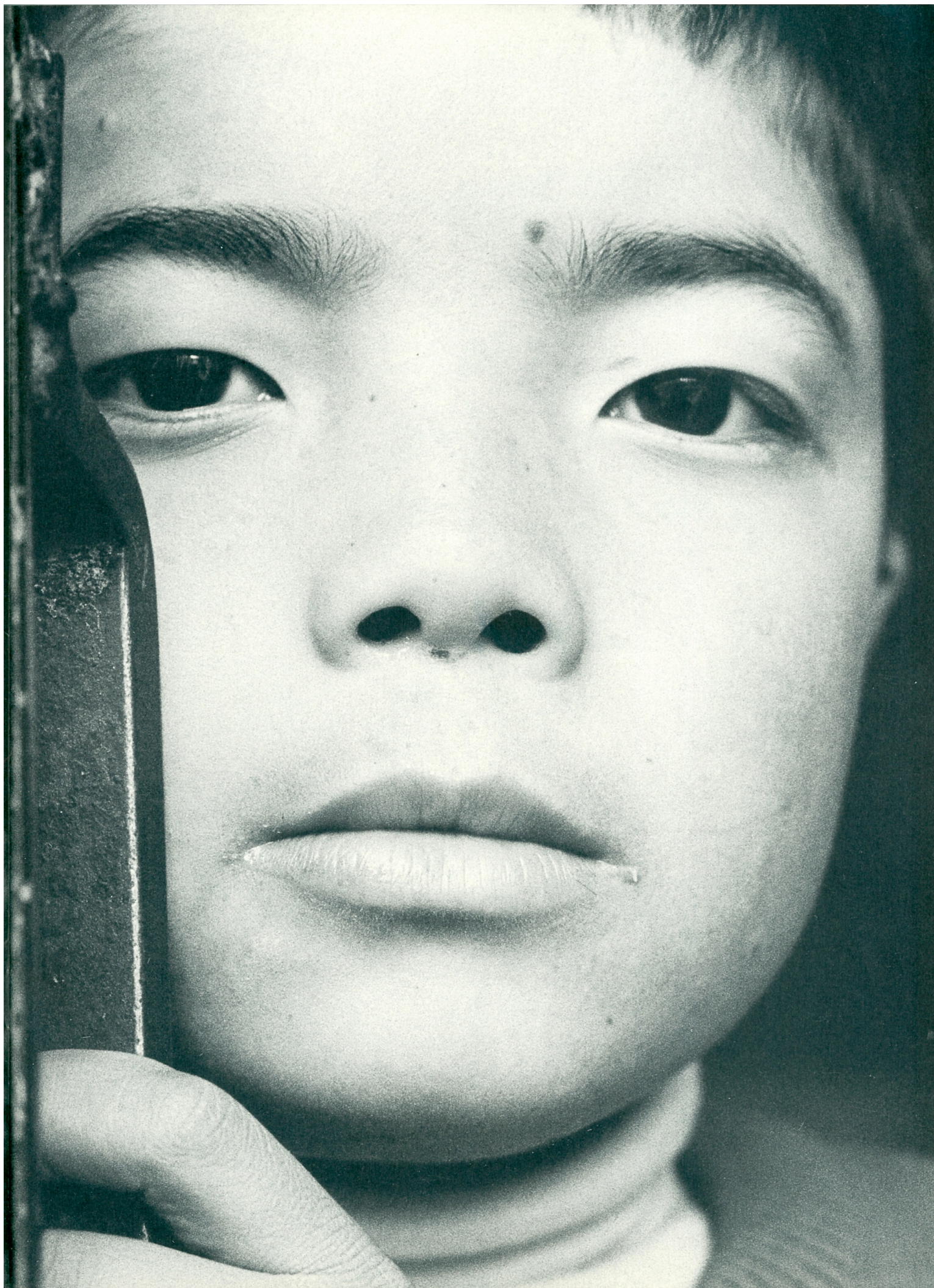
Die Eltern der jungen Frauen, die sich im Reception Center von Kathmandu um die Flüchtlinge kümmern, sind einst selbst aus Tibet geflohen. Seit 1950 ist Tibet besetzt. Inzwischen leben rund 130.000 Tibeter im Exil. Staatlich organisieren können sie sich nicht, und so sind sie auf ihr Gemeinschaftsgefühl angewiesen und auf die Bereitschaft, einander zu helfen.





BLICK ZURÜCK

Was Dolma auf der Flucht erlebt hat.
Und Dawa, und Sonam, und viele andere ...



DAWA

13 Jahre alt – Dawa war sieben, als er aus Tibet floh. Sein Vater war verschwunden, wahrscheinlich im Gefängnis. Ein Onkel nahm Dawa mit in die Berge. Sie waren schon auf der nepalesischen Seite, unterhalb der Schneegrenze, als sie den Weg verloren. Plötzlich rutschte der Onkel aus und stürzte ab. Dawa sah ihn von oben tot auf den Felsen liegen. Zwei Tage lang hörte er nicht auf zu suchen, bis er schließlich einen Weg fand und an dessen Ende ein Dorf. Heute wundert sich Dawa, daß er damals keine Angst hatte. „Vielleicht war ich zu jung dazu.“





TSEWANG

6 Jahre alt - Sein Vater war Straßenkehrer in Lhasa und verdiente kaum genug Geld für sich selbst. Irgendwann sagten die Eltern zu Tsewang, er solle nach Indien gehen. Dort gebe es keine Chinesen, und er könne zur Schule gehen und Arbeit finden. Eines Nachts trafen sie sich mit einer Gruppe junger Männer, die auch fliehen wollten, die meisten waren Mönche. Tsewang hatte Glück. Wenn er nicht mehr laufen konnte, trugen die Mönche ihn, oder sie machten Pause, trotz der Kälte, und gaben ihm Tsampa, einen Teig aus Gerstemehl und salzigem Tee. Nach zwölf Tagen erreichten sie Kathmandu.



SONAM

5 Jahre alt - In Lhasa hat Sonam am liebsten mit einem kleinen Federknäuel gespielt, das er über die Straße kickte wie einen Fußball. Das hat er eingesteckt, als sein Großvater ihn eines Morgens bei der Hand nahm und mit ihm in einen großen Bus stieg. Sonam verstand kaum, wohin es gehen sollte, als sie den Bus verließen und der Großvater anfang, ihn zu tragen. Tagelang. Er marschierte erst über Steine, dann durch tiefen Schnee, bis sie das warme Tal von Kathmandu erreichten. In manchen Nächten weinte Sonam, weil er nach Hause wollte. Dann spielten sie ein bißchen mit dem Federknäuel, und der Großvater erzählte ihm vom Dalai Lama.

DECHEN

8 Jahre alt - Dechens Vater wollte ihr die Berge ersparen. Ein Verwandter ist Lastwagenfahrer und fährt hin und wieder auch nach Kathmandu. Nach langem Überreden war er bereit, sie mitzunehmen. In einer Nacht, kurz vor der Grenze, bauten sie auf der Ladefläche ein Versteck aus Kisten und Säcken. Es war gefährlich, auch für den Fahrer. Dechen hörte, wie die Grenzpolizisten Kiste um Kiste beiseite schoben und immer näher kamen. Dann war plötzlich Ruhe, und jemand gab die Erlaubnis zur Weiterfahrt.



KELSANG war neunzehn Tage lang unterwegs, von Lhasa, der Hauptstadt Tibets, nach Kathmandu. Seine Eltern bezahlten einen Schlepper, der den Elfjährigen und ein paar Dutzend weitere Flüchtlinge über die Berge führte. Sie wollten ihren Sohn nicht länger auf eine chinesische Schule schicken, in der die Kultur ihrer Vorfäter nichts gilt. Unabhängige tibetische Schulen gibt es nur in den Exilgemeinden.



EINE GESCHICHTE VON VIELEN

DOLMA spürt ihren rechten Fuß nicht mehr. An ihrem Bein hängt ein kalter Klotz, der im nassen Schnee erfroren ist und nicht mehr zum Gehen taugt. Dolma humpelt. Vor dem Schrecken, ihren Fuß nicht mehr zu kennen, flüchtet sie sich in Gedanken; in hellen Farben malt sie sich das Land aus, das Indien heißt.

Das geht ganz gut so, bis Indien plötzlich schwarz wird, weil Dolma etwas grauenhaft Dunkles im Kopf aufgeht: Die anderen müßten längst bei ihr sein.

Geh voraus, hatte Wangyal gesagt, wir holen dich ein. Sie haben sie verfehlt. Dolma ist zu jung, um der Verzweiflung standzuhalten; zehn Jahre ist sie und alt genug, um zu wissen, daß sie alleine in den Bergen nicht lange überleben wird. Sie fängt an zu weinen und verschluckt sich, weil sie eigentlich lieber schreien will als weinen. Die Berge wegschreien, die um sie herumstehen.

Die Berge des östlichen Himalaya, die zwischen Tibet und Nepal den Himmel zerschneiden, sind seltsame Berge. Sie sind die mächtigsten Auswüchse der Welt, die Sonne ist so nah, daß sie in Minuten das Gesicht verbrennt. Trotzdem ist es nicht warm, weil dort oben ein Wind geht, der stärker ist als die Sonne und die Wärme davonbläst. Zurück läßt er Kälte und Schnee. Manchmal ist es so kalt, daß es gefährlich ist stehenzubleiben. Der Geologe und Schriftsteller Herbert Tichy hat sein halbes Leben in diesen Bergen verbracht. Überwältigt von ihrer Macht, nannte er sie göttlich. Für Bergsportler, die in diesen Bergen beinahe ihr Leben verloren, sind sie die Hölle.

In dieser schrecklichen Herrlichkeit steckt Dolma. Fast war sie schon hindurch. Und dann, ausgerechnet als sie bereits in Richtung Tal ging, hat sie ihre Gefährten verloren und den Weg.

Jedes Jahr nehmen es einige hundert Kinder auf sich, zu Fuß, in Turnschuhen und Filzhosen, den Himalaya zu überqueren. Sie sind auf der Flucht, auf der vielleicht erschreckendsten und bestimmt höchsten Fluchtroute der Welt. Auf der Flucht aus Tibet. 1996 waren es 470, die erst Nepal und dann Indien erreichten, wo der Dalai Lama, das geistliche und weltliche Oberhaupt der Tibeter, im Exil lebt. Dolma ist eines der Kinder.

Um Dolmas Geschichte zu verstehen, muß man wissen, daß in Tibet den meisten Menschen Religion so selbstverständlich ist wie Nahrungsaufnahme, und genauso wichtig. Jahrhundertlang gaben die tibetischen Buddhisten alle Macht dem Dalai Lama, bis 1950 die chinesische Armee kam und sie ihm entriß. Heute ist Tibet ein von Soldaten beherrschtes Land. Wenn Dolma durch die Straßen der Hauptstadt Lhasa, ihrer Heimatstadt, ging, dann sah sie an jeder Ecke junge Männer in grünen Uniformen stehen, die darauf aufpassen, daß die Tibeter so leben, wie die Chinesen es wollen. Wenn sie ihren Mund halten und sich den Besatzern unterordnen, werden sie in Ruhe gelassen. Viele Tibeter fügen sich, und manche sind sogar bei der Polizei. Sie stehen zum Beispiel an der Straße von Lhasa in Richtung Grenze. Dort hat Dolma ihre Flucht begonnen.

Dolmas Vater hat seinen Mund nicht gehalten. Er starb, als sie sechs war. An einer Krankheit, die er sich auf einer langen Reise geholt hatte, wie Dolma dachte, bis die Mutter ihr vor einem halben Jahr die Wahrheit sagte: nämlich, daß der Vater nie weiter als ein paar hundert Meter von zu Hause fort war, in Drapchi, dem größten Gefängnis in Lhasa. Als sie ihn entließen aus Zelle und Folter, war er ein todkranker Mann, der drei Monate später starb. Nach Angaben von Amnesty International sind derzeit mindestens 735 Tibeter aus politischen oder religiösen Gründen inhaftiert. Andere Menschenrechtsgruppen sprechen sogar von mehreren tausend. In diesem Land sollst du nicht leben müssen, sagte die Mutter zu Dolma.



TENSIN geriet bei der Überquerung des Himalaya mit seiner Gruppe in einen Schneesturm. Der zehnjährige Junge erlitt Erfrierungen an beiden Füßen und mußte im Krankenhaus in Kathmandu mehrere Tage lang behandelt werden. Niemand weiß, wie viele Flüchtlinge auf dem Weg über die Berge ums Leben kommen.



Die Mutter erinnerte sich der Verbündeten ihres Mannes. Mit deren Hilfe traf sie Wangyal, der Geld damit verdient, daß er Schneebrüche und Gletscherspalten im Himalaya kennt und Menschen über sie hinwegführt. 800 Yuan nimmt er für einen, rund 145 Mark. Das macht ihn reich. Lange mußte die Familie sparen, um zahlen zu können. Tsering, Dolmas erwachsener Bruder, ist der einzige, der Geld verdient. Er arbeitet in der „Lhasa Leather Factory“, einer Lederfabrik, die als deutsch-chinesisches Joint Venture betrieben wird. 350 Yuan bekommt er im Monat.

Der Führer Wangyal ist ein kleiner, kräftiger Mann mit struppigen Haaren. Er jagt Dolma ein wenig Angst ein, weil er ihr lachend von Polizisten erzählt, die in den Bergen mit Gewehren hinter den Felsen sitzen und auf sie warten. An denen müssen wir vorbei, sagt er. Ein paar Tage später brechen sie auf.

Der Anfang ist voll Zuversicht. Der letzte Morgen; das letzte Mal füllt Dolma Wasser in kleine Blechschalen in der Andachtskammer der Familie. Sie betet mit ihrer Mutter und ihren Geschwistern, die sie anschließend an sich drücken und verabschieden. Es ist ihnen eine Beruhigung, daß Dolma in Indien nicht allein sein wird. Rund 130.000 Tibeter leben im Exil, gemeinsam mit dem Dalai Lama. Wo Seine Heiligkeit ist, ist Tibet.

Mit Wangyal fährt Dolma nach Shigatse. Shigatse ist die zweitgrößte Stadt Tibets, etwas kleiner als Lhasa und näher an der Grenze. Die Fahrt mit dem Bus dauert einen Tag. Dolma und Wangyal gehen in ein altes Stadtviertel, in dem noch keine chinesischen Plattenbauten stehen. Über Wege aus hart getretenem Sand erreichen sie ein Haus, in dem Freunde von Wangyal wohnen, gleich neben dem Kloster Tashilhunpo. Tashilhunpo war einst ein Zentrum des tibetischen Buddhismus, in dem etwa 5.000 Mönche lebten. Heute sind es 500.



Wangyal und Dolma werden erwartet. Fünf weitere, die fliehen wollen, werden mitkommen über die Berge. Es sind vier Jungen, jeder drei, vier Jahre älter als Dolma, und ein alter Mann, der Tashi heißt und dessen Gesicht runzlig ist wie ein Bratapfel. Aus den Falten an seinem Kinn hängen ein paar graue Haare, zu wenig, um ein Bart zu sein. Tashi ist Mitte Fünfzig, ein Greis, alt gemacht und ausgezehrt von der Arbeit auf Äckern aus Steinstaub. Er hat nichts mehr, was ihn hält. Die Frau ist tot, die Tochter schon vor Jahren mit den Enkeln geflohen. Jetzt will er nach Indien, zum Segen Seiner Heiligkeit und zu seiner Familie. Es ist selten, daß einer wie er über die Berge geht.

In Indien haben die Tibeter mit Hilfe von Spenden Schulen gebaut, die jungen Flüchtlingen eine Zukunft geben - der Grund, weshalb es die Mutter übers Herz brachte, Dolma gehen zu lassen. Es sind moderne tibetische Schulen, in denen die Kinder die Jahrtausende alte Kultur ihres Volkes kennenlernen, die ihnen in ihrer Heimat vorenthalten wird. In denen sie aber auch ab der sechsten Klasse in fast allen Fächern Englisch sprechen - Hindi können sie da schon. Wer eine dieser Schulen beendet, findet Arbeit in Indien, gute oft und eigentlich unerreichbare für jemanden, der mit nichts als den Kleidern am Leib über die Berge kam. Wer jedoch zu alt ist für die Schule, wie Tashi oder Dolmas Mutter, der hat es schwer; Bauern und ungelernete Arbeiter gibt es in Indien genug. Und viele, die das nicht schreckt, bindet die Verantwortung für die Familie. So kommt es, daß Eltern zurückbleiben und Kinder alleine über die Berge gehen. Die Überquerung des Himalaya zu wagen, ist am lohnendsten für jene, die dafür am wenigsten gerüstet sind.

Wangyal bezahlt einen Lastwagenfahrer dafür, daß er die Gruppe mitnimmt am nächsten Morgen von Shigatse nach Tingri, wieder ein Stück näher an der Grenze. Ein erstes Risiko. Oft sind Kontrollposten an der Strecke, Polizisten, die auf der staubigen Straße stehen und Wagen stoppen. Wangyal hält Geld bereit, ein paar hundert Yuan, um den Beamten ihren Verdacht abzukaufen. Meistens gehen sie auf den Handel ein, viele, ob Tibeter oder Chinesen, leben für sich, nicht für den Staat.

Die Flüchtenden haben Glück und kommen gratis durch. Noch vor Tingri springen sie vom Laster, bevor sie irgendwem ins Auge fallen können. Es wird schon dämmerig, und das ist gut, es ist die rechte Zeit, um loszugehen. Acht Tage bis zur Grenze. Die Flüchtenden packen zusammen, was sie haben, Kleider, Essen, Decken. Dolma trägt mehrere Paar Filzhosen übereinander, dazu dicke Hemden und einen warmen Anorak. Natürlich ist sie aufgeregt, die anderen sind es auch. Seid still, sagt Wangyal und flüstert von der Polizei. Dann beginnen sie zu gehen, fort von der Straße, hinaus auf das ins Dunkel fallende Land.

Es ist das Dach der Welt, über das sie gehen. Der Mond auf Erden. Ein Land, dessen Merkmal Steine sind, in allen Formen: Felsen, Schutt und Sand. Manche Menschen, die hier wohnen und auf Staubflächen Getreide anbauen, haben noch nie einen richtigen Baum gesehen. Das Lebhafteste ist der Wind, der den Flüchtenden das Gefühl aus den Gesichtern treibt.

Es fällt schwer, das zu hassen, worin man leben muß, und so begannen die Tibeter irgendwann vor langer Zeit, das Gestein zu lieben und Berge für heilig zu erklären. Den höchsten, den Mount Everest, nennen sie Chomolangma, Haus der heiligen Mutter Erde.

Tibet ist ein Land, das zu besetzen sich nicht lohnte, wenn es nicht so besonders günstig läge für Militärs: Ein Wall ist es, der China im Südwesten schützt. Und wenn da nicht unter den Steinen so vieles wäre, was die Chinesen vor gar nicht so langer Zeit anfangen zu lieben und für heilig zu erklären: Bodenschätze, mit denen China seinen Aufschwung nährt. Unter tibetischen Steinen verbergen sich die wahrscheinlich größten Uran und Lithiumvorkommen der Welt, außerdem riesige Mengen Kupfer, Chrom und Eisen. Die Flüchtenden wissen das nicht, sie haben nur gehört, daß die Chinesen Löcher in die Berge bohren.

Die kleine Kolonne wandert nachts und ruht tags, meistens in Senken, in denen man sie nicht so leicht bemerkt, in diesem Land, in dem nichts den Blick verstellt, außer den Bergen am Horizont, auf die sie zugehen, jeden Tag ein Stückchen weiter, wenn es dunkel ist. Dolma hat keine Angst vor der Dunkelheit. Sie hat Angst vor dem Tag. Der Tag gibt den Polizisten das Licht, sie zu sehen, und wenn Tag ist, dann schlafen die anderen, und sie fühlt sich allein. Die Polizisten haben den Vater getötet.

Schon am ersten Tag merkt Dolma, daß ihre Decken zu kurz sind. Sie reichen nicht über die Füße. Das schadet zunächst nicht, aber von Tag zu Tag wird es kälter, es ist schon November, und jeden Tag steigen sie höher. Dolma ist die erste, die an den Abenden, nach dem Aufstehen, hüpfen und springen muß, um das Gefühl zurück in die Füße zu treiben. Die Flüchtenden reiben sich die Gesichter mit Yakbutter ein, als Schutz gegen die Kälte und den Wind. Der erste Schnee fällt. Das ist gut und gefährlich zugleich.

Der Schnee ist eine Hilfe. Kontrolltrupps patrouillieren durch die grenznahen Berge. Wenn der Schnee sich auf den Pässen häuft und es so kalt wird, daß es schmerzt, dann wird es vielen Polizisten zu riskant, und sie verzichten auf das Bewachen. Flüchtlingen gibt das eine Chance. Die meisten Tibeter fliehen im Frühjahr und im Herbst. Im Winter wäre es noch sicherer, aber dann wird der Schnee zur Mauer, der Himalaya zum natürlichen Todesstreifen.





Der Schnee ist eine Gefahr. Er macht Gletscherspalten unsichtbar, bricht auf breiter Front, walzt als Lawine die Hänge hinab, und wenn es stürmt, verwandelt er die Berge in ein flockensprühendes Labyrinth, aus dem oftmals nur der Tod Entrinnen bringt. Ein paar Wochen vor Dolma hatte der sechzehnjährige Lobsang Lhasa verlassen. Immer an der Spitze seiner Gruppe ging er durch den Schnee und hat noch mit den Händen einen Weg gegraben, als seine Finger längst weiß waren wie Wachs und hart wie Holzstücke. In Kathmandu, der Hauptstadt Nepals, die er schließlich erreichte, mußten sie ihm im Krankenhaus die vorderen Fingerglieder amputieren.

Die Flüchtenden gehen jetzt tags, um der Gefahr auszuweichen, die die Nacht in den Bergen mit sich bringt. Der Schnee reicht Dolma bis zur Hüfte, und er wird auch ihr zum Verhängnis. Er dringt durch ihre von scharfen Steinen aufgerissenen Turnschuhsohlen und schmilzt zu eisigem Wasser. Am Morgen steckt eine Kälte in ihrem rechten Fuß, gegen die Hüpfen und Springen nicht hilft. Der Fuß ist kaum noch zu gebrauchen, aber sie müssen weiter.

Nur Tashi, der zähe Alte, der auch in dünner Luft unentwegt Gebete murmelt, wartet auf sie. Er reicht Dolma eine Hand. In der anderen hält er die Gebetskette, mit deren Perlen er die Mantras zählt, kurze, tausendfach gesagte Formeln. Om mani padhme hum. O du Juwel in der Lotusblüte. Ein Stück weit gehen sie nebeneinander, dann wird der Schnee zu schwer und Tashi muß wieder nach vorn, in die von Wangyal gepflügte Spur.

Am achten Tag erreichen die Flüchtenden die Grenze, ohne stehenzubleiben. Sie überschreiten den Nangpa-La-Paß, 5.716 Meter über dem Meer und etwa hundert Kilometer westlich des Mount Everest. Soo Soo Lha Gyallo, ruft Wangyal in den Wind, die Götter werden siegen.

Die Sonne sticht und verwandelt die Gletscher in weiße Löcher, auf die zu schauen das Auge nicht verträgt. Die Flüchtenden, die keine Brillen tragen, schützen sich mit dünnen Tüchern, die sie sich um die Augen binden. Wasser haben sie keines mehr und Gaskocher haben sie nie besessen. Sie essen Schnee und lutschen Eis, und sie hören nicht auf, durch den weißen Staub zu pflügen und Wärme zu erzeugen. Dolma hängt da schon weit zurück, gebremst vom Frost, der sich in ihren Fuß gefressen hat.

Wolken ziehen auf. Wangyal kommt und schlägt Dolma, daß sie schneller humpelt und dem Wetter nicht die Zeit gibt, sich zu ändern. Mit der Faust auf den Kopf, es treibt ihr das Wasser in die Augen. Sie schweigt wie die Jungen, mit denen sie geht, kämpft mit dem Schnee und dem Klotz an ihrem rechten Bein, fällt trotzdem zurück und wird zum Hindernis. Als die Sonne versinkt, in einem herrlichen Rot, für das sie keine Augen haben, sie haben Augen für die Wolken, teilt Wangyal Taschenlampen aus. Nur nicht stehenbleiben jetzt, sagt er, und als er im Morgengrauen, nach fast 25 Stunden Gehen, 25 Stunden Davonlaufen vor den Wolken und dem Sturm, die Erlaubnis gibt zur Rast, da denkt er weiter an die Gruppe. Da sagt er zu Dolma: Geh voraus, wir holen dich ein. Das bringt uns Zeit.

Und Dolma geht voraus. Sie schluckt die Angst und die Erschöpfung. Humpelt davon, bergab durch den schon spärlich werdenden Schnee, und denkt an Indien. Sie ist für sich, allein in der kalten Wüste, und sie bleibt es auch nach Stunden. Dann kommt der Moment, in dem sie mit einem Schlag entdeckt, daß die anderen sie verloren haben.

Dolma ist ein Stück zurückgehumpelt, ohne etwas zu finden, außer dem Geröll, über das sie kam. Die Gefährten bleiben fort. Dolma weiß nicht, wohin sie soll, überall sind Berge, und überall ist sie allein. Sie kauert sich nieder neben einen großen Stein, der ein wenig die Böen von ihr abhält, zieht die Beine an die Brust und umklammert sie mit ihren Armen.

Plötzlich jagt es Dolma das Blut in den Kopf. Zuerst hört sie nur ihr Herz, wie es klopft, aber dann, noch bevor sie richtig wach ist, ruft es wieder, und sie weiß, was es war, das sie aufschreckte: Da kommt einer auf sie zu. Sie reißt die Augen auf und schaut in die Sonne. Eine stundenlange Sekunde sieht sie, von den Strahlen geblendet, eine seltsame Gestalt sich nähern, halb Freund, halb Feind, einen gewehrtragenden Wangyal mit chinesischen Abzeichen bis das Bild sich klärt und sie merkt, daß der Mann, der da über das Geröll herstapft zu ihr, niemand ist, den sie kennt, sondern ein Fremder. Ein Freund offenbar. Sein Lächeln beruhigt ihr Herz, sein grauer Ziegenbart erinnert sie an Tashi. Er beugt sich nieder und streichelt sie. Dolma versteht nicht, was er sagt, aber seine Stimme klingt warm, und sie ist zu schwach, um weiter Angst zu haben. Lieber will sie ihm vertrauen. Sie lehnt sich an ihn, er drückt sie. Sie öffnet ihren rechten Schuh, um dem Mann ihren Fuß zu zeigen und fängt ein bißchen an zu weinen, als sie ihre schwarzen Zehen sieht.

Der Nepalese, ein Hirte, läßt die Arbeit ruhen, die ihn in die Berge führte. Er nimmt Dolma auf den Rücken und trägt sie. Stundenlang geht er, Dolma wird sich später kaum erinnern, sie ist nur halb bei Bewußtsein. Sie verlassen die Steinwelt und gelangen in sein Dorf. Dort wächst schon Gras, und am nächsten Tag bringt er sie zu einem anderen Dorf, das Khunde heißt und noch ein Stück tiefer liegt, auf rund 3.800 Meter. Dort ist ein Krankenhaus. Sir Edmund Hillary, der als erster Mensch auf den Mount Everest stieg, hat es gegründet.

Die Tage, die nun vergehen, gleichen sich. Dolma bekommt zu essen und Medikamente, und sie findet Ruhe. Erholung findet sie nicht. Die Schmerzen im Fuß bleiben. Für Operationen ist das Krankenhaus zu klein.

Nach zwei Wochen etwa steht plötzlich Wangyal in der Tür, in nepalesischen Kleidern. Er hat sie gesucht. Wütend über den Ärger, den sie ihm gemacht hat, begrüßt er sie mit Schlägen. Dann erst trägt er sie aus dem Krankenhaus. Mit Geld, das Dolmas Mutter ihm als Lohn gegeben hatte, mietet Wangyal einen Träger. Er kauft ihr nepalesische Kleider. Als Tarnung, denn weiter müssen sie vorsichtig sein. Auch nepalesische Polizisten sind Feinde.



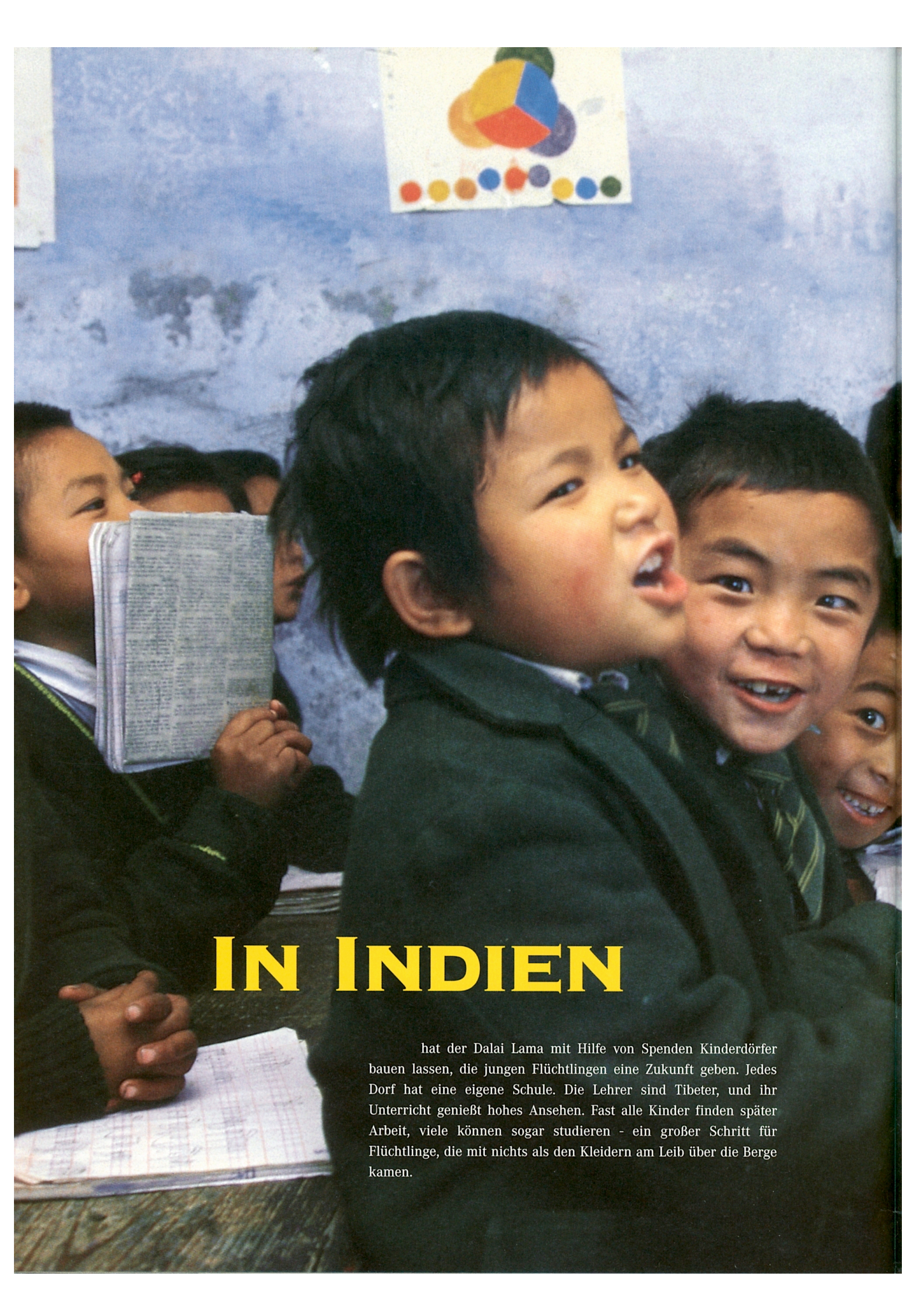
Die nepalesische Polizei sperrt Flüchtlinge ein, bestiehlt sie, schlägt sie, bringt sie zurück oder läßt sie laufen. In den Bergen macht sie das Gesetz, und dieses wechselt in Sekunden, verändert vom Geld der Tibeter und der Laune der Nepalesen. Gefährlich ist es immer. Von einer zwischenzeitlich kommunistischen Regierung gedrängt, haben die Grenzbeamten innerhalb eines Jahres rund 200 Flüchtlinge nach China zurücktransportiert. Ausgeliefert ins Gefängnis.

Dolma und Wangyal haben Glück, ein weiteres Mal. Kein Polizist durchschaut die Tarnung. Im ersten Ort an der Straße nehmen sie einen Bus, Fahrtrichtung Kathmandu.

In Kathmandu gibt es ein von Tibetern unterhaltenes Aufnahmelager für Flüchtlinge und eine Vertretung des UNHCR, des Flüchtlingskommissariats der Vereinten Nationen. Das ist das Ziel. Nach fast einem Monat der Flucht, der Angst und der Ungewißheit erreichen sie das Lager. Dolma und Wangyal sind in Sicherheit. Für Dolmas Fuß kommen sie zu spät in Kathmandu an. Im Krankenhaus wird ihr der rechte Vorderfuß amputiert. Mit Haut von ihrem Oberschenkel schließen die Ärzte die Wunde.

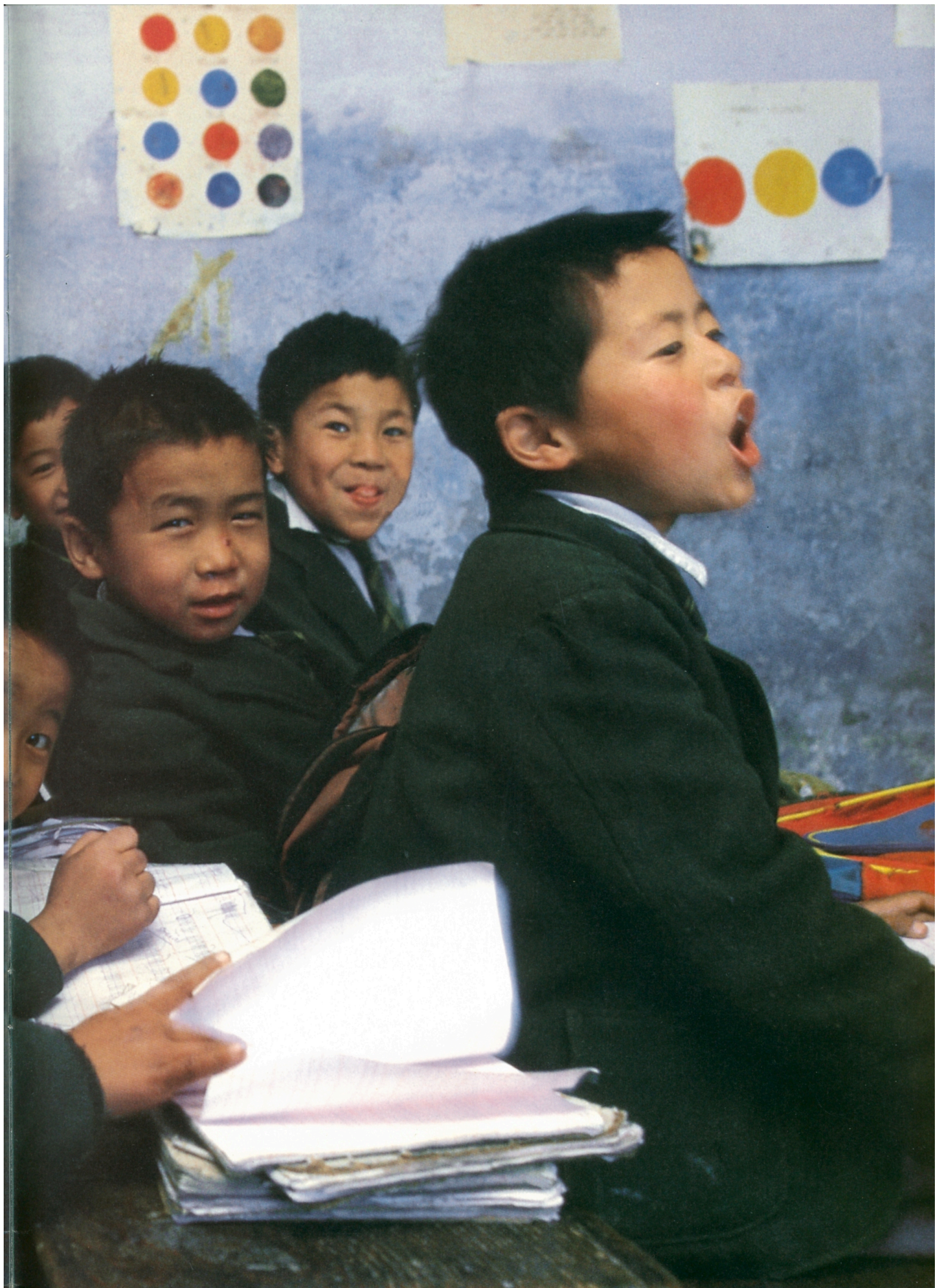
Niemand weiß, wie viele Kinder auf dem Weg über die Berge sterben. Dolma überlebt. Im Flüchtlingslager in Kathmandu erholt sie sich von der Operation. Sie trifft Tashi und die Jungen wieder, mit denen sie über die Berge kam. Diese hatten Glück und leiden nur an Erschöpfung.

Sobald ihre Wunde verheilt ist, wird Dolma weiterfahren, von Nepal nach Indien. Sie wird Seine Heiligkeit, den Dalai Lama, sehen und in die Schule gehen; wie Hunderte andere Kinder, die jedes Jahr aus Tibet fliehen.



IN INDIEN

hat der Dalai Lama mit Hilfe von Spenden Kinderdörfer bauen lassen, die jungen Flüchtlingen eine Zukunft geben. Jedes Dorf hat eine eigene Schule. Die Lehrer sind Tibeter, und ihr Unterricht genießt hohes Ansehen. Fast alle Kinder finden später Arbeit, viele können sogar studieren - ein großer Schritt für Flüchtlinge, die mit nichts als den Kleidern am Leib über die Berge kamen.



Mit Pinselstrichen gegen Angstträume: Der zehnjährige Tensin malt, nach seiner Ankunft im Kinderdorf in Mussoorie, ein Bild von seiner Flucht über die schneebedeckten Berge des Himalaya.



Jeden Morgen vor der Schule: Die Kinder versammeln sich auf dem Sportplatz. Die älteren versuchen sich an kurzen Reden, und alle gemeinsam singen und beten sie - zusammen mit ihren Lehrern und den Mönchen des zum Dorf gehörenden Tempels.





GLÜCKLICHES TAL

nennen die Tibeter das Kinderdorf in den indischen Bergen nahe der Stadt Mussoorie. Seit der Gründung im Jahr 1962 haben dort rund 5.000 Flüchtlingskinder Aufnahme gefunden. Ihnen allen ist das Dorf ein zweites Zuhause geworden – der Ort, an dem sie Freunde gewannen und die Schrecken der Flucht überwandnen.



Jedes der über dreißig Wohnheime des Dorfes wurde für zwanzig Kinder gebaut. Weil der Flüchtlingsstrom nicht abreißt, müssen bis zu fünfzig unter einem Dach wohnen. Die Heimeltern sind überlastet, aber für weitere Häuser reicht das Geld nicht. Das tägliche Leben ist nur zu meistern, wenn alle zusammenhelfen, zum Beispiel beim Kochen der Momos - kleinen, mit Fleisch gefüllten Teigtaschen.

Morgens um kurz vor halb neun geht es zum Unterricht. Schuluniformen haben die Tibeter von den Indern übernommen und die wiederum von den englischen Kolonialherren.



Nach der Schule gibt es Tee. Die Kinder haben viel nachzuholen, und so geht der Unterricht über sechs Tage pro Woche, jeweils vormittags und nachmittags, nur der Sonntag ist frei.

Andacht am Morgen und am Abend. Die gemeinsamen Gebete sind der Rahmen des Tages. Jedes Haus hat hierfür einen separaten Raum. In der Schule ist die buddhistische Lehre eines der wichtigsten Fächer.





Lustige Pflicht: Der indische Friseur, der regelmäßig ins Dorf kommt, hat reichlich Arbeit – und die Kinder haben einen Grund zur Heiterkeit.



Auch tibetische Tänze und Musik stehen auf dem Lehrplan. Für die Flüchtlinge ist es aufregend, die Kultur ihres Volkes zu entdecken, die ihnen in der besetzten Heimat vorenthalten wurde.

Nach Beendigung der Schule bleiben fast alle der dann erwachsenen Flüchtlinge der Exilgemeinschaft verbunden. Diese junge Tibeterin hat in Dharamsala eine Tanz- und Gesangsausbildung begonnen. Kinder ihrer ehemaligen Schule beobachten sie bei der Vorbereitung zu einem Auftritt.

„Am Anfang hatte ich großes Heimweh – aber dann fand ich Freunde.“ – So schildern die meisten der Kinder ihre Jahre in Mussoorie. Die Ähnlichkeit des Erlebten, die Trennung von den in Tibet geliebten Eltern ist oft die Basis für das Entstehen tiefer Freundschaften.





Nach Pekings Auffassung wurde Tibet 1950 befreit. Zum Jahrestag des Einmarsches errichteten die Behörden 1991 in Lhasa ein Denkmal: zwei prunkende Yaks.

Über einen felsigen Hang erstreckte sich einst der Klosterkomplex von Gyantse, in dem rund 10.000 Mönche lebten. Wie fast alle anderen Klöster in Tibet zerstörten die Chinesen auch dieses. Geblieben sind Steine und ein paar vereinzelte Gebäude, die das Bombardement überstanden.



TIBET HEUTE

1946 kam der österreichische Bergsteiger Heinrich Harrer zum ersten Mal nach Lhasa, der Hauptstadt Tibets. Ihm fielen die Bettler auf: Sie hatten löchrige Hosen, filzige Haare und staubige Gesichter.

Auch heute leben Bettler in Lhasa. Einige sitzen immer am Rand des Barkhors – einem Platz in der Altstadt, auf dem Ende der achtziger Jahre mehrere große Demonstrationen begannen. Sie haben löchrige Hosen, filzige Haare und staubige Gesichter, und sie beobachten das Geschehen auf dem Platz. Wenn nicht die Funkgeräte unter ihren Jacken wären, würde man kaum merken, daß diese Bettler gar keine sind. „Geh zum Barkhor“, sagt Ngawang, „und du siehst, wie Tibet heute ist“.

Man könnte auch nach Westen gehen. Ein paar Kilometer außerhalb der Stadt stehen graue Häuserblocks – chinesische Plattenbauten, die nicht anders aussehen als deutsche. Mehrere tausend Menschen wohnen dort, sagt Ngawang. Genau weiß er es nicht. Niemand weiß es, der nicht bei der Armee ist. Die Plattenbauten sind eine chinesische Kaserne, die jüngste in der tibetischen Hauptstadt Lhasa.

Die Chinesen sagen, sie hätten in Tibet, das so groß ist wie Mitteleuropa, 40.000 Soldaten stationiert. Nach Schätzungen westlicher Diplomaten sind es 300.000. Welche Zahl der Wahrheit näher kommt, zeigt ein Gang durch Lhasa oder andere tibetische Städte: In jeder Straße, auf jedem Platz stehen Soldaten oder Polizisten. „Tibet ist ein besetztes Land“, sagt Ngawang, der darum bittet, über ihn nur zu schreiben, daß er Ende Zwanzig ist, als Verkäufer arbeitet und seine freie Zeit mit buddhistischen Studien verbringt. Genauere Angaben brächten ihn in Gefahr. Die Liste der Tibeter, die wegen offener Gespräche mit Ausländern von den Chinesen eingesperrt wurden, ist lang.



Propagandadenkmal zum dreißig-jährigen Bestehen der von den Besatzern so genannten Autonomen Region Tibet. Im Hintergrund der Potala-Palast, die ehemalige Residenz des Dalai Lama.

Tibet ist schon seit rund fünfzig Jahren ein besetztes Land. Als Ende 1950 die ersten chinesischen Soldaten in Tibet einmarschierten, prallten zwei Weltansichten aufeinander: der Glaube an die Macht der Produktionsverhältnisse und der an die Lehren Buddhas. Maos Volksbefreiungsarmee stand vor dem Problem, daß es in Tibet ziemlich viele Menschen gab, die sich nicht befreien lassen wollten. Sie antwortete mit Gewalt voll unglaublicher Grausamkeit: Kinder wurden gezwungen, ihre Eltern zu erschießen, Frauen dazu, ihre Männer umzubringen. Die Internationale Juristenkommission in Genf beschuldigte die Chinesen schon 1960 des Völkermordes. Mindestens eine Million Menschen wurde getötet. Die Besatzer zerbombten Dörfer und Tausende Klöster und Heiligtümer. Wer heute durch Tibet fährt, sieht die Ruinen wie bizarre Felszacken aus dem Boden ragen.

Heute ist die Zeit der Massenmorde und Bombardements vorbei. Die chinesische Tibetpolitik baut auf Überwachung - und auf Sinisierung. Letztere kann man vor dem großen Busbahnhof im Westen Lhasas beobachten. Außer in den Wintermonaten kommen dort jeden Tag mindestens vier Busse aus China an. Auf deren Dächern stapeln sich Koffer und Taschen meterhoch - das Gepäck junger Chinesen, die gekommen sind, um zu bleiben. Es lohnt sich für sie. Die Kredite für Chinesen sind günstig in Tibet, die Löhne für Chinesen doppelt so hoch wie in China. Wenn am Abend der Busbahnhof geschlossen wird, ist die Zahl der chinesischen Einwohner Lhasas wieder um einige Dutzend gestiegen. Nach offiziellen Angaben leben in Lhasa 150.000 Menschen, drei Prozent davon sind Chinesen. Inoffizielle Schätzungen sagen, es seien etwa 350.000, davon achtzig Prozent Chinesen.

Es gibt Arbeit für die Neuankömmlinge. Die Zehntausende junger Polizisten und Soldaten wollen essen, und sie wollen Unterhaltung, wenn sie vom Dienst nach Hause kommen. Entlang des Linkhors, einem der alten Pilgerwege in Lhasa, der heute eine breite Straße ist, steht ein Restaurant neben dem anderen. Jedes ist gleichzeitig ein Bordell, in dem die Bedienung nach dem Essen sich selbst anbietet. Tibetische Häuser und Geschäfte stehen fast nur noch um den Barkhor in der Altstadt, dort, wo die Bettler mit den Funkgeräten sitzen. Zur Jahrtausendwende sollen auch diese Häuser verschwunden sein.

In der Hauptstadt wird gebaut. Im „Lhasa 2000“ genannten Plan der chinesischen Regierung steht, man wolle „eine moderne sozialistische Stadt errichten“. Vor dem Potala-Palast, der ehemaligen Residenz des Dalai Lama, haben die Chinesen ein paar Dutzend tibetische Häuser abgerissen. Auf dem freigeräumten Boden verlegten sie Steinplatten. So entstand ein Paradeplatz, wie er auch in Chemnitz hätte angelegt werden können, zu einer Zeit, als es noch Karl-Marx-Stadt hieß.

Die Sinisierung hat die Tibeter zu einer Minderheit im eigenen Land gemacht. In der Schule bekommen ihre Kinder beigebracht, Tibet sei schon immer ein Teil Chinas gewesen. Sie erfahren alles über Mao, und kaum etwas über die Geschichte Tibets und seine Traditionen. Die chinesische Politik von heute zielt darauf ab, die tibetische Kultur so lange zu verdünnen, bis sie nicht mehr zu schmecken ist.

Um seinem Volk auf friedlichem Weg die Freiheit zurückzugewinnen, bietet der Dalai Lama den Chinesen seit Jahrzehnten vom indischen Exil aus Verhandlungen an - seit Jahrzehnten lehnen die Chinesen ab. Der Dalai Lama reist um die Welt und bitet Regierungen, Peking unter Druck zu setzen - bis heute hat sich kein Land gefunden, das Tibet als unabhängigen Staat anerkennt. Die New York Times schrieb dazu sarkastisch: „Die Tibeter können nicht erwarten, daß die Regierungen der Welt mitsamt der Presse sie beachten, solange sie nicht Terroreinheiten ausschicken... Aber der tibetische Buddhismus ist wohl kein gutes Training für Bombenterror.“

IN EIGENER SACHE

Dieses Heft ist das Ergebnis eines dreimonatigen Aufenthalts in Indien, Nepal und Tibet, den das ASA-Programm in der Carl Duisberg Gesellschaft auf Anregung der Schwetzingen Tibethilfe ermöglichte.

Je länger und öfter wir während dieses Aufenthalts mit Tibetern sprachen, mit den Kindern, mit ihren Lehrern, mit Vertretern der Exilregierung, und je besser wir sie kennenlernten, desto mehr kamen wir zu der Überzeugung, daß Tibet und seine Menschen nicht nur ein Thema ist, über das es sich lohnt, ein Heft wie dieses zu produzieren. Es ist vor allem auch eine Sache, die es wert ist, unterstützt zu werden. Im folgenden deshalb einige Kontaktadressen.

Besonders hervorheben möchten wir die Schwetzingen Tibethilfe, deren Vorsitzender ein Jahr in dem tibetischen Kinderdorf in Mussoorie als Volunteer-Teacher gearbeitet hat. Die Schwetzingen Tibethilfe vermittelt Patenschaften für die Kinder in Mussoorie und sorgt auch dafür, daß der Gewinn, der mit dem Verkauf dieser Broschüre erzielt wird, zu hundert Prozent den Kindern aus Tibet zugute kommt.

Wir danken allen, die unsere Arbeit unterstützt haben, insbesondere Buchung, Lobsang Wangyal und Dechen P. Bartso sowie der Tibetan Homes Foundation.

Berlin, im August 1997

Murat Türemis; Wolfgang Uchatius

KONTAKTADRESSEN

- DANA
Gesellschaft zur Erhaltung
tibetischer Kultur und Medizin,
Rheinstr. 5 · D-80803 München
Tel./Fax: 00 49-89-33 95 96
- Deutsche Tibethilfe
Mauthäuslstr. 9 · D-81379 München
Tel.: 00 49-89-78 83 06
Fax: 00 49-89-78 28 93
- Save Tibet
Lobenhauergasse 5-1 · A-1170 Wien
Tel.: 00 43-1-4 84 90 87
Fax: 00 43-1-4 84 90 88
- Tibet Bureau
(Vertretung der tibetischen
Exilregierung in Mitteleuropa),
rue de l'Ancien Port 13 · CH-1201 Genf
Tel.: 00 41-22-7 38 79 40
Fax: 00 41-22-7 38 79 41
- Tibet Initiative Deutschland
Bullmannau 11 · D-45327 Essen
Tel.: 00 49-201-8 30 38 21
Tel.: 00 49-201-8 30 38 22
- Tibet-Institut
Wildbergstraße · CH-8486 Rikon
Tel.: 00 41-52-3 83 17 29

Schwetzingen Tibethilfe
Forstweg 12 · 69123 Heidelberg
Tel. 00 49 – 6221 – 73 98 48
Fax 00 49 – 1212 – 5 112 11 323

Spendenkonto der
Schwetzingen Tibethilfe
Postbank Ludwigshafen
BLZ: 545 100 67
Konto-Nr.: 230 108-675

DAS ASA-PROGRAMM IN DER CARL DUISBERG GESELLSCHAFT

Die Carl Duisberg Gesellschaft ist ein von Staat und Wirtschaft getragener gemeinnütziger Verein, in dem rund tausend Unternehmen, Verbände und Persönlichkeiten vertreten sind. Sie setzt sich ein für Personalentwicklung und berufliche Weiterbildung und wendet sich vornehmlich an Fach- und Führungskräfte. Vom Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung ist die Carl Duisberg Gesellschaft mit der Durchführung des ASA-Programms beauftragt worden.

Das ASA-Programm ist ein entwicklungspolitisches Stipendienprogramm, das in jedem Jahr etwa 140 Studierenden und jungen Berufstätigen einen mehrmonatigen Aufenthalt in Afrika, Asien oder Lateinamerika ermöglicht. Die Teilnehmer werden unter einer Vielzahl von Bewerbern ausgewählt und kommen aus den unterschiedlichsten Fachrichtungen, zum Beispiel aus dem Bereich der Medizin, der Pädagogik oder der Medien. Durch das ASA-Programm erhalten sie die Gelegenheit, ihre fachlichen Kenntnisse in entwicklungspolitischen Projekten zu vertiefen – nicht zuletzt, um sie dazu anzuregen, Verantwortung in der internationalen Zusammenarbeit zu übernehmen. Gleichzeitig trägt das ASA-Programm mit diesen jährlich ca. achtzig Projekten immer wieder zur vertieften wissenschaftlichen Beschäftigung mit Problemen der Entwicklungsländer und Entwicklungspolitik in allen thematischen Dimensionen bei.

Dr. Peter Müller-Rockstroh; Leiter des ASA-Programms
in der Carl Duisberg Gesellschaft

IMPRESSUM

Herausgeber: ASA-Programm in der Carl
Duisberg Gesellschaft e.V.
Lützowufer 6-9
D-10001 Berlin

V.i.S.d.P.:
Dr. Peter Müller-Rockstroh

Konzeption: Murat Türemis,
Wolfgang Uchatius

Redaktion: Sigrid Herffs (Layout)
Murat Türemis (Photos)
Wolfgang Uchatius (Text)

ISBN: 3-924725-09-8

Gefördert durch:
• Ausschuß für Entwicklungsbezogene
Bildung und Publizistik (ABP) der
Evangelischen Kirche in Deutschland
• Umverteilen!
Stiftung für eine, solidarische Welt

Um ihre in Tibet lebenden Familien nicht zu gefährden, wurden die Namen der Kinder verändert, wie auch alle anderen Angaben, die eine Identifizierung ermöglichen könnten.



Gefördert und gedruckt bei »raff – der drucker«, 72585 Riederich